

sie hatte mit ihren großen, geschwungenen Buchstaben, die ihr immer dann gelangen, wenn sie gut drauf war, dazugefügt: »So oft schreibst Du mir, dass Du die nicht mal auswendig kannst! Und was schließt Du daraus?«

Wir verbrachten Zeit mit ihrer Familie, für die ich mittlerweile der Doktorand und damit ein Schwiegersohn in spe geworden war. Nichts an meinem gegenwärtigen Lebenswandel deutete noch auf den Hallodri hin, als den sie mich knapp zwei Jahre vorher kennengelernt hatten. Ich lief in dicken sauberen Winterklamotten herum statt in zerrissenen Anoraks und trug sogar einen Anzug darunter. Ich wollte mich – wie der dichtende Triebwandler, über den ich meine Dissertation schrieb, Hans Henny Jahn – mit Bürgerlichkeit tarnen, ein bisschen vor den

anderen und mehr noch vor mir selbst. Meg wusste das, ihr ging es ja ähnlich. Sie war das brave katholische Bauernkind, solange sie sich in den pädagogischen Hochschulfluren der westfälischen Bischofsstadt herumdrückte, und wurde zum Paradiesvogel, sobald die Fiedeln der Folkmusic loslegten, dann konnte alles geschehen.

Wir stützten uns, ein wenig weltirre beide. Musik war für uns das verlockende Leben, aber Meg würde Erzieherin werden, ich Lehrer. Das glaubten wir zwar beide nicht und hofften auf andere Verläufe, aber wir duckten uns auch unter das Diktat. Wir konnten uns mit der pathetischen Frage, die Münder geweitet, die Blicke entsetzt ineinander versenkt, ganz wohligh erschrecken: »Was soll bloß werden aus uns?«

Dass sich dem Bauernkind diese Frage lebensbedrängender stellte als dem Bürgersohn, spürte ich damals schon, aber wollte nicht so recht nachdenken über die Folgen und ob sie verhängnisvoll sein konnten. Die Welt meiner Bücher war kompliziert genug. Wenn meine Freundin hilflos wurde und sich als Opfer der Welt erlebte, vergaß ich die klugen Ausführungen meiner Meister Freud, Caruso («Die Trennung der Liebenden») und Canetti und wurde zum freundlichen Charmeur, der die bunten Frühlingsfarben beschwor und die guten Seiten von Lust und Liebe. Eine Hilfe, die manchmal verfing, aber den Abgrund, zu dem die Begleiterin sich hingezogen fühlte, nicht weglachen konnte.

Manchmal verfiel ich dann selbst der Litanei,

dass alles ganz sinnlos wäre. So fuhr ich im März '80 an einem Sonntag im Zug nach Hamburg, geplant waren zehn Tage Archivarbeit in der Unibibliothek am Nachlass Jahnns. Ich saß bewegungsunfähig im vollen Abteil und schaute in das graue Land da draußen. Es würde mir nicht gelingen, diesen fremden Hans Henny Jahn, der so vieles war, nicht nur ein Schriftsteller, sondern auch Pferdezüchter, Orgelbauer, Sektengründer, bisexueller Liebhaber, Kriegsgegner, Rebell und Opportunist – diesen erstaunlichen Selfmade-Mann wenigstens ein wenig zu entschlüsseln.

Außerhalb Hamburgs in Wedel logierte ich bei einer Jugendfreundin meiner Mutter, wurde freundlich empfangen und gab den düsteren jungen Wissenschaftler. Die alte Dame war verheiratet mit einem Kapitän zur See. Der war

gerade in Rente gegangen und wohnte jetzt mit im Haus, was er vorher die dreißig Jahre der Ehe lang kaum getan hatte, nur immer auf Landurlaub, zwei Kinder gezeugt, wieder fort. Jetzt saß er mit am Abendbrottisch und fragte mich laut, wie meine Reise denn gewesen sei, viermal, fünfmal. Ich antwortete immer vorsichtiger, bis das Gespräch versiegte. »Er verliert das Gedächtnis«, flüsterte seine Frau mir beim Abwasch zu, »manchmal erkennt er mich nicht.« Ich sah das Entsetzen in ihrem Gesicht. Ein Fremder war zu ihr gekommen, nichts als ein Pflegefall.

Es ist erbärmlich, aber das fremde Unglück baute mich wieder auf. Die Tage in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek wurden unerwartet vergnüglich, meine Ausbeute war reich. Ich wurde willkommen